

## Werk

**Titel:** Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste; Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und freyen Künste. Leipzig 1765-84.

**Verlag:** Dyck

**Jahr:** 1767

**Kollektion:** Rezensionenzeitschriften

**Digitalisiert:** Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

**Werk Id:** PPN556514408\_0004

**PURL:** [http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556514408\\_0004](http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556514408_0004)

**LOG Id:** LOG\_0028

**LOG Titel:** Rezension

**LOG Typ:** review

## Übergeordnetes Werk

**Werk Id:** PPN556514408

**PURL:** <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN556514408>

**OPAC:** <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=556514408>

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

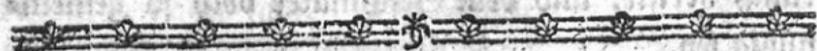
## Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen  
Georg-August-Universität Göttingen  
Platz der Göttinger Sieben 1  
37073 Göttingen  
Germany  
Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

XXXVIII. Der junge Marcus Aurelius ist, nach der Meynung der römischen Kenner, bey S. Giovanni Laterano gefunden, weil der Kaiser daselbst einen Pallast hatte.

XXXIX. Das größere Brustbild eben dieses Kaisers ward 1764 bey Tusculum ausgegraben.

R.



II.

P. Virgilii Maronis Opera varietate lectionis et perpetua adnotatione illustrata a Chr. Gottl. Heyne. Accedit index vberri- mus, T. I. Lipsiae sumtibus Caspari Fritsch. 1767. 8. (pag. 422.)

Eine Ausgabe des Virgils, die der Erklärung und Kritik eben so wohl, als dem guten Geschmacke, bestimmt seyn sollte, erforderte einen Mann, der auch die übrigen griechischen und lateinischen Dichter verstand, den Umfang der schönen Wissenschaften und der Geschichte studirt hatte, die Neuern nicht verachtete, und den Werth der guten Nachahmung zu schätzen wußte, nicht blos auf gefällige Schönheiten sahe, aber auch nicht ganz allein bey Erklärungen und Kritiken hängen blieb, und die Sprache eines Auslegers so in der Gewalt hatte, daß er kurz und bescheiden reden konnte. Hr. Prof. Heyne, den die gelehrte Welt aus seiner schönen Ausgabe des Virgils als einen vortrefflichen Erklärer der Poeten genug kennt,

kennt, war darzu vorzüglich geschickt. Außer seiner großen Gelehrsamkeit machte ihn noch sein dichterisches Genie, sein feiner Geschmack, seine Unverdroffenheit und Genauigkeit zu einem Ausleger, der allen Freunden des Virgils erwünscht seyn muß. Man wird es uns also für keine Verachtung der übrigen anrechnen, wenn wir behaupten, daß noch keine Ausgabe des Virgils, bey einer solchen Kürze, zur Erklärung, Kritik, und dem Geschmacke doch so gemeinlich sey.

Die Einrichtung des ganzen Buches ist folgende. Der erste Theil enthält die Eklogen und Georgika. Der Text ist ganz nach der Burmannischen Ausgabe abgedruckt, und die verschiedenen Lesarten sind, bey der großen Schwierigkeit einer Auswahl, aus eben dieser Ausgabe, bis auf wenige ganz unnütze, wiederholt, zuweilen in bequemere Ordnung gebracht, und kurz beurtheilt worden. Diejenigen, die Pierius und Martyn gesammelt hatten, sind an ihrem Orte eingeschaltet, und der Abdruck der medicaischen Handschrift ist, nebst dem, was Bartolus von einer vatikanischen und römischen bekannt gemacht, verglichen worden. Ein neuer Zusatz sind die Lesarten zweier Handschriften aus der gothaischen Bibliothek: Die erste scheint im funfzehnten Jahrhunderte aus einer guten Handschrift, obgleich von einem Ungelehrten, abgeschrieben zu seyn, und ihre Lesarten sind gemeinlich gut. Die andre ist sehr neu, und verdient eben keinen Vorzug, außer daß manche Lesart sonst nirgends vorkommt. Noch eine dritte Hand-

schrift

Schrift aus eben dieser Bibliothek enthält blos die Aeneide, und Hr. Heyne sagt im voraus, daß sie sehr fehlerhaft sey. Was wir bey dem Durchlesen aus diesen zwey Handschriften gefunden haben, ist selten erheblich, und oft ein offener Schreiberfehler. Unter diese Lesarten sind noch häufige Muthmaßungen verschiedener Gelehrten eingestreuet, unter denen Hr. D. Meiskens über die Georgika hier das erstemal bekannt gemacht sind. Die Anmerkungen selbst bestehen, erstlich, in einer fast durchgängigen prosaischen Umschreibung des Textes, die, unsrer Einsicht nach, einer der größten Vorzüge dieser Ausgabe sind. Wir setzen das erste das beste Exempel her, das uns Georg. 1, 217. in die Augen fällt: *Taurus candidus, propter caelum serenum, auratis cornibus, rutilantibus siue propter lucidissimas in fronte stellas, siue sole propiore; aperit annum, cum anni tempus id, quo tellus resoluta herbas fundit, incipiat.* Hr. Heyne glaubte dadurch nicht nur tausend einzelnen Erinnerungen und weitläufigen Abhandlungen zu entgehen, sondern auch durch den prosaischen Ausdruck die ganze Stärke des poetischen, seine Wendungen, Umschreibungen, Erweiterungen und Abweichungen auf einmal ins Licht zu setzen. Und es ist ihm gelungen. Wer nur der Sprache in so weit mächtig ist, daß er einen Ausdruck verstehen kann, wird sich durch Hülfe dieser Umschreibung überall in den Sinn des Dichters finden, und unvermerkt mit der poetischen Schreibart bekannt werden. Dies war die Lehrart, der Melancthon, Camerarius, Wolf und ihre Schüler

ler in mündlichen und schriftlichen Erklärungen folgten, so lange sie nicht die Geschichte, Fabellehre und andre Ursachen nöthigten, sich nach andern Hülfsmitteln umzusehen. Man sehe z. E. nur des Camerarius Anmerkungen über den Sophokles, und die vielen Paraphrasen von Wolfen. Durch diese Lehrart erreichten sie den Vortheil, daß sie viel erklärten, und ganze Werke in einer ziemlich kurzen Zeit durchlasen; ja sie brachten ihre Schüler zu einer so genauen Bekanntschaft mit den Alten, daß viele zu der an sich entbehrlichen Fertigkeit, griechisch zu schreiben, gelangten. Man sehe hernach den Mangel dieser Erklärungsart, in Absicht auf die gelehrte und kritische Erklärung, zumal da viele, wider die Absicht jener klugen Männer, anstatt zu paraphrasiren, viele unnütze Wiederholungen brauchten, und oft nichts, als Worte machten: man beschäftigte sich also zum Nachtheil der erstern Lehrart mit der letztern. Die Folge von dieser partyischen Veränderung liegt am Tage. Man kritisiert, ist Philologe, und versäumt den Sinn und Zusammenhang des Ganzen, welches doch die Nahrung für die Seele in den Schriften der Alten, und der sicherste Weg zur glücklichen Nachahmung ist, und die unmächte Gestalt der Schreibart verhütet. Wer beides mit Wahl und Mäßigung verbindet, ist ein Erklärer für Anfänger und Gelehrte. Ein geübter Leser, der nicht alle Anmerkungen wissen, sondern nur bey Schwierigkeiten erinnert und geführt seyn will, wird an Hrn. Heyne einen Führer haben, der ihn auch bey schweren Stellen nicht verläßt. Denn überhaupt müssen wir ihm

das

das zum Lobe nachsagen, daß er nicht in den Fehler vieler Ausleger, die er zu Anfange der Vorrede tadelt, verfallen ist, und sich bey bekannten Dingen erschöpft hat, um bey schwerern mit einiger Entschuldigung vorbeizuschleichen, und dem Leser nicht einmal die Gründe der Schwierigkeit zu zeigen. Schon sie zu entdecken, ist lobenswürdig, um wie viel schätzbare aber ist derjenige, der sich, wie Hr. Heyne, keine Mühe verdrießen läßt, nach andrer vergeblichen Bemühung, noch auf Mittel zu sinnen, und sie oft findet. Man sehe, was wir unten aus Georg. 4, 234. angeführt haben. Nächst dieser Umschreibung verdient das, besonders in den Georgicis, allen möglichen Dank, daß der Zusammenhang, der ohnehin in einem Gedichte nicht strenge und logisch seyn kann, und zuweilen noch durch eine Wendung und Ausschweifung, oder den bloßen poetischen Ausdruck, etwas unkenntlich wird, so sorgfältig angemerkt, und die einem Lehrgedichte eigne lichte und natürliche Ordnung gerettet ist. In dieser Absicht ist oft der Inhalt eines langen Stückes kurz zusammen gefaßt, und man kann fast überall, wo etwas neues angeht, Proben von dieser Sorgfalt finden. Weitläufige Untersuchungen von den Bedeutungen der Wörter, die eben so gut an einer andern Stelle, oder in irgend einem Schriftsteller, am allerbesten aber in Wörterbüchern stehen können, darf man nicht fürchten, wo es nicht die Nothwendigkeit erfordert. Und auch da sind sie kurz, und wegen der Wahl der verglichenen Stellen überzeugend, wenn wir einige wenige ausnehmen, bey denen uns noch ein Zweifel übrig blieb.

Man

Man sieht Hr. Heynes Absicht, den Dichter allemal in der gegenwärtigen Stelle zu erklären, wie Georg. 1, 287. und nicht seine Bemerkungen zu verschwenden. Andre Arten von Erklärungen, die auf der Geschichte, Mythologie, Münzen, Statuen und andern Denkmälern beruhen, oder deren Schwierigkeit bloß in den verschiedenen Meinungen der Ausleger liegt, sind häufig, aber kurz; auch offenherzig, wo sich die Schwierigkeit nicht heben läßt, bemerkt; die Kürze aber durch die Anzeige gut gewählter Bücher ersetzt. Die alten lateinischen und griechischen Verfasser der Eklogen und Idyllen sind verglichen, und eben so in den Georgicis alle diejenigen, die vom Ackerbaue geschrieben haben, und außer diesen besonders Aratus und Nikander, die Virgil so fleißig gebraucht hat. Wie viele werden es aber nicht Hr. Heynen verdanken, daß er auch die Neuern, die den Virgil nachgeahmt haben, wider die Gewohnheit der Grammatiker, anzeigt und kurz beurtheilt! Man wird besonders in den Idyllen öftere Beispiele finden. Es gehört zur glücklichen Nachahmung, wenn man nicht ein außerordentliches Genie hat, nicht nur ein Muster, sondern auch eine Nachahmung desselben, die schon ein andrer glücklich unternommen hat. Was man nachahmen soll, lehrt das Muster; wie man nachahmen soll, muß man aus andrer Nachahmungen lernen. Wer also die Vergleichen mit den Neuern mißbilligt, thut eigentlich nichts anders, als daß er verhindert, die Alten zu unsrer Zeit noch weiter mit Vortheil nachzuahmen. Von gleicher Seltenheit sind in den gewöhnlichen Ausgaben die Erinnerungen,

gen, die sich auf die Natur der Dichtkunst gründen, sich über die Beobachtung des poetischen Ausdrucks aus dem Sprachgebrauche erheben, den Dichter als Dichter beurtheilen, seine Kunst in Gemälden und Bildern bemerken; aber in dieser Ausgabe sind sie desto häufiger, und es ist nicht leicht eine schöne Stelle vorbeigelassen, da Hr. Heyne nicht zum wenigsten sagt, daß sie schön sey. Von dem, was zum Pflanzenreiche gehört, ist mit vieler Mühe gehandelt, und vielleicht, bey der gar zu ungewissen Vergleichung der alten und neuen Namen, bisweilen zu mühsam. Hr. Heyne folgt hierinne besonders Martyns Arbeiten. Die Anmerkungen der vorigen Ausleger sind mit sehr vieler Mühe in einen kurzen Auszug gebracht, daß man an vielen Stellen die Heynischen Anmerkungen für eine kurze Sammlung alles dessen ansehen kann, was sonst zerstreut oder doch in größern Ausgaben getrennt ist. Und diese Art, anderer Gedanken vorzutragen, hat den doppelten Nutzen, daß man theils der unangenehmen Arbeit überhoben ist, eine Meynung nach der andern mit aller ihrer Weitläufigkeit durchzulesen, und am Ende noch immer ungewiß zu seyn, theils durchgängig eine gleiche Schreibart, und nothwendig kleine Beurtheilungen eingestreut findet. Trifft man zuweilen entbehrlich scheinende Erinnerungen an, welches doch hier gewiß sehr selten geschehen wird, so rechne man sie zu der unvermeidlichen Absicht einer solchen Ausgabe, auch Anfängern nutzbar zu werden. Der andre Theil wird ein weitläufiges Register enthalten.

Wir kommen zu den Gedichten selbst, da wir lange genug von der Einrichtung der Ausgabe geredet haben, welches man uns um desto eher vergeben muß, je leichter es durch diese Anzeige ist, das Eigene und Neue derselben kennen zu lernen. Vor den Eklogen steht eine Abhandlung vom Schäfergedichte, aus der ein kurzer Auszug dasjenige rechtfertigen wird, was wir oben von des Hrn. Heyne Geschmacke und Kenntnissen in der Poesie gesagt haben. Erst wird der Ursprung und die Natur des Schäfergedichtes bestimmt, wie es einige der besten Kunststrichter in dieser Art gethan haben, die die Natur desselben in eine poetische Vorstellung von dem Glücke und der Unschuld des Landlebens setzen, die wir der Erfindung des Theokrits zu verdanken haben. Wir wollen uns hier in keine Untersuchung dieses Begriffs einlassen, ohnerachtet wir in manchen Stücken lieber dem beystreten möchten, was im fünften Theile der Briefe über die neueste Litteratur S. 113 u. f. angemerkt ist. Wir verfolgen die Ordnung der Heynischen Abhandlung. Die Folgen, die aus diesem Begriffe fließen, sind diese. Man muß, um den Leser zu interessiren und ihn zum Zuschauer zu machen, Zeit und Gegend der Handlung beschreiben, die das Gedichte enthält, so wie man einen Auftritt, der in einem Schäfergedichte vorgestellt wird, nicht ohne Wald, Feld oder Heerden mahlen könnte. Mit solchen Beschreibungen sind die Alten sehr sparsam, Theokrit braucht sie glücklicher als Virgil, Gesner ist in dieser Art vortrefflich. Alle Beschwerlichkeiten des Schäferlebens müssen wegfallen, nur das wahre Glück

Glück desselben kann der Inhalt seyn, und dieses kann man erhöhen. Bilder eines so glücklichen Lebens sind das goldne Zeitalter und die Einfachheit unserer ältesten Vorfahren, da sie noch nicht in Flecken und Städten beisammen lebten. Da man aus allen Arten des Landlebens das Schäferleben, das am wenigsten beschwerlich und unangenehm ist, für diese Gedichte gewählt hat, so läßt sich die Frage leicht beantworten, ob man darinnen von Fischen, von der Erndte, Jagd und Weinlese reden kann. Man kann es thun, sagt Hr. Heyne, nur müßte man alle unangenehmen Bilder vermeiden. Es ist aber schwer, weil diese Lebensarten weit mühsamer als das Schäferleben sind, und Sannazar ist mehrentheils unglücklich.

Ist die Natur des Schäfergedichtes die, die man als ausgemacht annimmt, und sind die ihm angeführten Folgen richtig daraus abgeleitet, so wird man leicht vom Virgil urtheilen können. Die fünfte, sechste und achte Ekloge, zum Theil auch die dritte, gehören zu den Schäfergedichten; in den übrigen ist der Umfang dieses Gedichtes erweitert. Virgil borgt nicht blos die Bilder aus dem goldenen Zeitalter; er beschreibt es selbst. Man sehe die sechste und vierte Ekloge: Denn die Begeisterung in der vierten, und die Poesie, als etwas den Begeisterten eignes, gehört in jene uralten Zeiten. Er verwandelt seine eignen Begebenheiten in Begebenheiten der Schäfer, oder entlehnt doch die Verzierungen des Gedichts aus dem Schäferleben. So ist die erste und neunte Ekloge eine Klage über das

damalige Unglück der Mantuaner im bürgerlichen Kriege; die zehnte, eine Beschreibung von der Liebe eines gewissen Gallus, aber durch die Ähnlichkeit mit dem Schäferleben verkleidet; die vierte ein Gedicht auf die Geburt eines vornehmen Kindes, auf eben die Art verhüllt, und in so ferne kann man sie auch hieher rechnen; die andre eine Klage des liebenden Corydons, vielleicht eine wirkliche Geschichte, aber durch die Bilder aus dem Schäferleben unkenntlich. Diese letzte Art von Schäfergedichten, deren Gegenstand die Liebe ist, hat die neuern Dichter am meisten beschäftigt.

Im Ausdrücke soll Einfachheit und natürliche Schönheit herrschen: wer aber die Grenzen des Gedichtes erweitert, kann eine gemäßigte Mythologie einstreuen, und das natürlich Rauhe für die Feinheit seiner Zeiten mildern. Das that Virgil: ist er also dem Theokrit vorzuziehen? Dieser drückt die Einfachheit vortreflich und glücklich aus: jener hat Gelehrsamkeit und Geschmack, und beobachtet überall im Ausdrücke den Anstand (dignitatem). Gleichwohl wird der Grieche allemal das Muster bleiben, und Virgil der Nachahmer seyn, und oft ein ängstlicher Nachahmer, wenn er mehr ganze und überall zusammengesuchte Verse übersetzt, als in der Nachahmung Genie verräth. Selbst die Menge seiner Nachahmer setzt ihn unter das griechische Original. Wäre es leichter, die Natur als die Kunst zu erreichen, so würden gewiß mehrere dem Theokrit, als Virgil gefolgt seyn.

Der Plan des Schäfergedichts wird dramatisch angelegt, die Scene abgemalt, und der Dichter spricht selten in seinem Namen, um die Handlung nicht zu unterbrechen.

In Absicht auf die Allegorie, mit der man Virgils Eklogen so gemartert hat, ist es genug, überhaupt zu wissen, daß der Dichter auf eine gewisse Begebenheit, wie das Unglück der Mantuaner, sieht: aber alles deuten, und den ganzen Tityrus im Virgil, oder Virgilen im Tityrus finden wollen, ist abgeschmackt.

Vor jede Ekloge hat Hr. Heyne ihren Inhalt und eine kurze Beurtheilung gesetzt. Bey der ersten erzählt er das Unglück, das die Mantuaner im bürgerlichen Kriege betroffen hatte. Man kann daraus die Absicht und Ausführung des Gedichtes selbst beurtheilen. Der Contrast des glücklichen Tityrus und unglücklichen Meliböus macht die Handlung angenehm. Das Bild im 48 und 49sten V. hat etwas beleidigendes; aber vielleicht ist die Beschreibung wahr. Unter den Anmerkungen bemerken wir folgende. V. 15. *connixa reliquit*. Das Mitleiden wächst durch den Zusatz *reliquit*. Die weit-schweifige Erzählung im 20 u. f. Versen schießt sich für einen unwissenden Schäfer nicht übel, und Marmontel hätte sie nicht tabeln sollen. V. 22. wird *depellere* davon erklärt, daß die Schäfer die Lämmer in die Stadt bringen. (Wir würden die gewöhnliche Erklärung, *depellere a lacte*, vorziehen.) V. 28. Tityrus, ein Sklave, der bisher *villicus* gewesen

wesen war, aber aus Liebe zur Galathee verschwenderisch, reist nach Rom, um sich die Freyheit zu erkau-  
fen, weil Amaryllis, seine neue Schäferinn, sparsa-  
mer zu seyn schien. Dies ist der Grund zum wahren Verstande der ganzen Stelle. Hr. Heyne glaubt, es hätte in einem Gedichte, das der Annehmlichkeit ganz gewidmet seyn soll, kein solcher Sklave sollen vorgestellt werden, und beym 30sten V. erinnert er, *insidere his aliquid inuenisti et inconti, et alia non nulla in primo hoc carmine ieiunius dicta videri.* Im 54sten V. könnte man *quae* in qua verändern, und es mit dem vorigen Verse verbinden, *frigus captabis hic, tibi qua* —

Die Gelegenheit zur dritten Ekloge hat Virgil unglücklich genug von einem unanständigen Zanke und bitteren Vorwürfen hergenommen. V. II. wird *mala falx* allerdings richtig erklärt, die schädliche, weil der Schäfer, der sie brauchte, boshast war. Burmann erklärte dieses Beywort durch stumpf oder rostig. Verstände man im 35sten V. *tornus* überhaupt von einem Werkzeuge des Künstlers, so könnte Virgil gesagt haben, *torno superaddita vitis poculis*: oder man könnte *tornus* für *caelum* annehmen, welches aber Hr. Heyne darum mißbilliget, weil die Schäfer solche Arbeit mit Messern machten, und schon vorher *caelatum opus* steht, u. s. f. Aber Virgil scheint darum *torno facili* darzu zu setzen, damit man schließen sollte, ein Künstler hätte den Becher gemacht, (und also nicht der Schäfer selbst,) denn *tornus facilis* wäre, *qui facili, i. e. docta*

docta manu tractatur. Sonst wird noch Theophrasts erste Idylle und Pope (Pastor. 1, 35.) verallgemeinert. Der Sinn des 73sten V. ist dieser: Wenigstens soll ein Theil ihrer Versprechungen in Erfüllung gehen. V. 86. Es scheint dem Schäfer nicht angemessen genug, daß er den Pollio zum Leser der Schäfergedichte macht: denn Virgil mischt sich selbst zur Unzeit ein. Darinnen, daß der zweyte Schäfer dem Pollio einen Stier bestimmt, darf man nichts suchen. Das *carmen amœbæum* erfordert, daß der eine was größers als der andre sagt. Der erste sieht ihn als Kunsttrichter und Leser an, und verspricht ihm eine geringere Beweissung von seinen Heerden: der andre nennt ihn seinen Dichter, und will ihm einen Stier opfern. In der bekannten Stelle V. 104. *Dic, quibus in æquis tres pateat caeli spatium non amplius* sieht Hr. Heyne auf keinen bestimmten Ort: man kann jeden Brunnen verstehen: wer hinein steigt, sieht so viel vom Himmel, als es die Oeffnung des Brunnens erlaubt. (Über das folgende von der Blume geht doch auf etwas bestimmtes, und *tres vlnas* führt auch auf was gewisses. Und könnte man es jemanden zu rathen aufgeben, wenn es ganz unbestimmt und allgemein wäre?)

Die Einleitung in die vierte Ekloge ist lesenswürdig. Unter allen Völkern, besonders wenn sie eine allgemeine Noth drückte, fanden sich eine Menge Weissagungen, die schwankend genug waren, als daß man sie nicht einmal auf einen gewissen Fall

hätte anwenden können. Auch Rom war davon voll. Virgil nimmt die, die auf die Geburt eines gewissen Kindes Hoffnung machte, und ziert sie durch Bilder aus dem goldnen Zeitalter aus. Pollio und Mäcenas hatten durch ihre Vermittelung den Frieden zwischen dem Antonius und Octavius hergestellt, man befestigte ihn durch eine Vermählung des Antonius mit der Octavia, die eben schwanger war. Dies konnte vielleicht Virgil zur Grundlage dieser Ekloge machen. Hr. Heyne kennt die Schwierigkeiten seiner Meynung; aber sie ist doch wahrscheinlich. Die andern Muthmaßungen werden aus der Zeitrechnung widerlegt. B. 4. ist Cumaea aetas die Zeit, von der die kumäische Sibylle geweisagt hatte. Ihre Prophezeungen wurden zuweilen mit Erlaubniß des Raths bekannt gemacht, und so konnte sie Virgil auch erfahren. Im 34sten B. erlaubt sich Virgil, das, was in die nächsten Jahre nach dem goldnen Zeitalter fällt, hieher zu rechnen. B. 44. Die goldgelbe Farbe des Fells wird, anstatt der bisherigen, die natürliche werden. B. 49. Jouis incrementum, i. e. alumnus et nutricius Jouis. Die Erschütterung der Welt im 50sten B. muß wegen des 52sten ein Zeichen der Freude seyn. Aber wie kann sie es seyn, da sie den Umsturz des Ganzen droht? Doch es war in der heydnischen Theologie bekannt, daß die Erde bey der Ankunft einer Gottheit erzitterte. (Man vergleiche den Callimachus, in Apoll. 1. 2. und die Stellen der Bibel, wenn sie die Ankunft des Messias verkündigt.) Und davon muß man auch diese Stelle verstehen, und sich über-

überhaupt das Bild einer wichtigen Begebenheit machen. V. 60. Anstatt blos zu sagen, daß die Geburtszeit da sey, wie im 61sten V. seht Virgil, *incipere risu cognoscere matrem, i. e. prodi in dias auras, vt intueri te laetabunda mater risuque se quasi matrem probare possit.* Man hätte nur nicht das Lächeln des Kindes selbst verstehen sollen. Die folgenden Verse sollten so viel sagen: Das Lächeln einer Mutter ist für das Kind die glücklichste Vorbedeutung: aber Virgil drückt es durch das Gegentheil aus: *cui non risere parentes: Non Deus hunc mensa, Dea nec dignata cubili est.*

Die fünfte Ekloge ist vermuthlich eine Nachahmung des ersten und neunzehnten Idylls im Theokrit; gesetzt, daß man sie auch vom Cäsar erklären wollte. Aber vielmehr war das Lob des Daphnis der Inhalt der ältesten Schäfergedichte. Die Gelegenheit zu dieser Ekloge entspringt aus dem beyderseitigen Lobe der Schäfer. Die Scene ist schön beschrieben. Pope (Pastor. 4.) verdient verglichen zu werden. Im 27sten V. ist viel gewagt, daß der Dichter auch afrikanische Löwen den Tod des Daphnis betrauren läßt. V. 30. *thiasos inducit* ist so viel als *ducit*. V. 40. *Spargite humum foliis: inducite fontibus umbras.* Der Sinn scheint dieser zu seyn: Man soll das Grab auf einem Hügel machen, den ein Brunnen feuchtet, und Bäume darum pflanzen. Doch läßt sich hier noch über die Lesart streiten.

Es ist nicht nöthig, in der sechsten Ekloge die Meynungen der Epikuräer zu suchen, vielmehr streitet Lucretz (1, 717.) mit dem 31 u. f. Versen dieses Gedichts. Silen trägt die ältesten philosophischen Lehren mit einer Verzierung aus der fabelhaften Zeit vor. Vielleicht hat man in den Eleusinischen Mythen von Silens Kenntniß der Natur geredet. Der zerbrochne Krug von Gesnern ist eine scherzhaftes Nachahmung dieser Ekloge. Bey Gelegenheit des 13ten V. sind eine Menge alter Denkmäler genannt, die diese Stelle erläutern. V. 16. Tantum wird mit Ekl. 2, 3. verglichen. Niemand war beyhm Silen, *ferta tantum et cantharus cum eo erant.* Doch Hr. Heyne ist, wie billig, auch mit dieser Erklärung nicht völlig zufrieden. *Forte poeta hic paulo icu junior est,* spricht er. (Dies hat für uns noch eine Dunkelheit.) *Pendebat,* der Krug beugte sich, war beynahе umgefallen. Folgt man im 72sten V. den Worten, so kann die Erklärung diese seyn: Linus reicht dem Gallus das Rohr, um den Gryneischen Wald zu besingen. Gallus schrieb entweder ein solches Gedichte, wo er den Hesiodus nachahmte, oder wollte es schreiben. Die übrigen Meynungen sind weitläufig angeführt, sie entspringen alle aus einer entbehrlichen Note beyhm Servius. Zugleich sind Nachrichten vom Gallus gesammelt.

Wir würden mit eben dem Vergnügen, mit dem wir auch die übrigen Eklogen durchgegangen sind, einiges daraus anzeigen, wenn wir nicht noch so viel  
aus

aus den Georgicis zu bemerken hätten, davon wir unmöglich kurz und nachlässig reden können, weil Hr. Heyne bey der Erklärung dieses Gedichtes seinen Fleiß verdoppelt zu haben scheint. Und wie würdig war es ein Gedichte, das seinem Verfasser, wenn er auch nichts anders geschrieben hätte, die Unsterblichkeit verschaffen mußte, und gleichwohl, wegen der angebrachten Gelehrsamkeit und des Inhaltes selbst, für einen großen Theil der Leser ziemlich schwer ist. Wir bedauern oft, daß junge Leute um dieser Schwierigkeiten willen nicht einmal die vortrefflichen Episoden in diesem Gedichte kennen lernen, geschweige denn daß sie mit der ausnehmenden Kunst und kritischen Bearbeitung desselben bekannt werden sollten, da wir doch kein einziges lateinisches Gedicht wissen, aus dem die Kritik des Verfassers in allen Zeilen so, wie aus den Georgicis, hervorleuchtet. Wir danken daher Hr. Heynen öffentlich, daß er nebst der übrigen Mühe, die er auf die Georgica verwandt, den Geschmack und die Arbeit des Dichters, die beyden größten Vorzüge dieses Werkes, in ihr völliges Licht gesetzt hat. Die ziemlich lange Einleitung verdient, daß wir das wichtigste daraus wiederholen.

Horaz (Sat. I, 10, 14.) schreibt Virgils Ausdrucke das molle und facetum zu. Jenes besteht theils in einem wohlklingenden Zeitmaße und ausgesuchten Zierrathen, wodurch die Naubigkeit vermieden ist, die im Lukrez oft beschwerlich fällt, theils in einer vorzüglichen Deutlichkeit und natürlichen Ordnung: dieses aber ist in einem durchgängig feinem  
Geschmacke

Geschmacke des Dichters zu suchen. Wo wird sich also der Lobspruch des römischen Kunstrichters besser hinschicken, als auf dieses Gedichte vom Landleben? Als Lehrgedicht hat es an sich weder Handlung noch Leidenschaft, und kann um desto leichter trocken werden: das molle und facetum muß also im Ausdrücke liegen. Wer ein Lehrgedichte schreibt, sucht alles auf, was die Sache Annehmliches hat, oder sich doch ausschmücken läßt, und bearbeitet es bis zum Glänzen. Die Deutlichkeit findet er mehr in einer lichten, als logischen Ordnung. Alles kömmt also im Lehrgedichte auf die Verzierung an, sie muß im ganzen Ausdrücke herrschen, sie muß den gewählten zum Schmucke tüchtigen Materien durch Bilder und Farben den Anstand geben. Das Allgemeine wird man daher lieber von einzelnen Begebenheiten, bestimmten Personen und Zeiten sagen, man wird mehr vergnügen als lehren wollen. Es ist wahr, mancher Gegenstand des Lehrgedichts ist so schön, daß der Dichter glücklich ist, wenn er die Natur erreicht; aber wenn er die trocknen Gegenstände mit Geschmack bearbeitet, und sie bis zur Schönheit ausziert, so verdient er unendliches Lob. Durch Geschmack und Bearbeitung, die diesem Gedichte ganz eigen sind, ersetzt Virgil den Mangel der Erfindung, und Burton irrt, wenn er die Georgica für gekünstelt hält. Die griechischen Quellen, aus denen Virgil geschöpft hat, sind auf der 113 S. genannt. Vielleicht hat ein öfters Gespräch des Virgil und Mäcen über den Ackerbau mehr Gelegenheit zu diesem Gedichte gegeben, als ein ausdrücklicher Auftrag vom Mäcen, es

darum

darum zu schreiben, daß man den Ackerbau, der durch die bürgerlichen Kriege versäumt war, wieder beliebt machte: wenigstens läßt sich die letztere Muthmaßung nicht gewiß behaupten. Hesiodus ist am wenigsten nachgeahmt, und das Gedichte heißt darum *Asraeum carmen*, weil es fast gleichen Inhalt mit des Hesiodus *operibus* und *diebus* hat: denn der Grieche schrieb von dem ganzen Hauswesen, das damals mit dem Ackerbaue verknüpft war, aber nicht, wie Virgil, blos vom Ackerbaue und Landleben.

Das erste Buch. Hr. Heyne schlägt diese Erklärung des 25ten V. vor: *Velisne inspicere vrbis terrarumque, i. e. imperii Romani, regimen, adesse imperio et iis, qui illud administrant.* V. 92. *Tenues* ist hier ein Beywort des Regens, das aus der Natur desselben hergenommen ist: sonst wären *tenues pluviae* nichts schädliches. Was Virgil im 102ten V. von der Fruchtbarkeit in Mysien sagt, sieht Hr. Heyne als eine Folge des trocknen Winters an, von dessen Einflusse in die Fruchtbarkeit der Poet hier redet. Uns scheinen diese Beyspiele blos die Größe der Fruchtbarkeit zu erhöhen, und ohne Absicht auf die Bitterung eine Erläuterung zu seyn: Wünscht euch einen trocknen Winter, er macht die Aecker ausnehmend fruchtbar, wie sie in Mysien und bey Gargara sind (so fruchtbar ist kaum Mysien und Gargara). V. 160. sind eine ganze Menge Werkzeuge zum Ackerbau kurz und deutlich beschrieben. V. 262. wird *lintres* von Gefäß

Gefässen der Landleute erklärt. B. 317. ist stringere hordea vom Abmähen zu verstehen, indem man sie abmäht, berührt man sie, tanguntur et stringuntur. Ein Poet bezeichnet eine Handlung durch die damit verknüpften Umstände. (Wenn nur stringere nicht zu bestimmte ist, als daß man es weit ausdehnen kann.) Im 320sten B. ist die Construction, ita ferret, dunkel. Man soll es so ordnen: Vidi concurrere — et vidi ut ita hiems ferret. Wollte man die Lesart ändern, so könnte man versat für ferret setzen. Martyn sieht die Stelle für ein Gleichniß an, welches auch uns gefällt: aber Hr. Heyne glaubt, die Größe der Sache litte dadurch. Der 336ste B. wird so erklärt: Obserues motum, transitum Saturni. Gleichwohl, sagt Hr. Heyne, läßt sich noch nicht ausmachen, wozu man den langsamen Saturn beobachten soll, außer daß man den Planeten überhaupt regnerische Witterung zuschreibt. Zieht man im 490sten B. iterum nicht zu videre, sondern zu concurrere armis, so wird die historische Schwierigkeit wegfallen. Die Nichtigkeit dieser Erklärung wird aus Stellen des Ovids, Lucans und Petronius erwiesen.

Das zehnte Buch. Geloni picti im 12ten B. vergl. Act. 4, 146, weil sie ihre Körper malen, wie viele barbarische Völker. (Virgil könnte auch das gemeynet haben, was Herodot 4, 104, von den Agathyrsern sagt: ἀβροτάτοι ἀνδρῶν εἰσὶ, καὶ χερσοφόροι τὰ μάλιστα.) Den 125sten B. hält Hr. Heyne

Heyne für eingeschoben. B. 170-173. Cäsar war bis an den Euphrat gedrungen, und sorgte da für die Sicherheit der Grenzen des römischen Reichs. Virgil drückte sich prächtig aus, und macht die Sache groß. Man braucht also nicht anzunehmen, daß er diese Stelle erst eingeschaltet hätte, da er das Gedichte zum andernmale bearbeitete, welches öfnehin zweifelhaft ist. B. 310. A vertice ist desuper und das erfordern die griechischen Stellen, auf die Virgil sieht. Burmanns Erklärung, a tergo, wird mit Recht verworfen. B. 346. Virgulta sind alle mögliche Arten von surculis vitium, sie mögen gebraucht werden, wozu sie wollen, premere ist überhaupt pflanzen, und ager für vinea, wie sehr oft in diesem Gedichte, anzunehmen. Die ganze Stelle von dem Glücke des Landlebens ist mit dem feinsten Gefühle der Schönheit und aller möglichen Kenntniß des poetischen Ausdrucks erklärt. B. 460. Tellus fundit humo, i. e. ex solo, culta sua superficie. B. 464. illulae auro vestes, i. e. pictae, weil ludere, lusus, u. s. f. die Kunst, die die Natur nachahmt, ausdrücken. (Also würde es so viel seyn, als illusum s. arte additum vestibis aurum.) Nescia fallere vita erklärt Hr. Heyne, ein vor Unglück gesichertes Leben. B. 496. agitant discordia fratres kann man, ohne weitere Beziehung auf eine gewisse Begebenheit, vom bürgerlichen Kriege erklären.

Das dritte Buch. B. 13. Wie kömmt in diese Stelle die Erbauung eines Tempels? Der Poet hatte sich

sich als Sieger in Spielen vorgestellt; Sieger aber erbauten zuweilen Tempel und Altäre, so wie sie ihren Kranz gemeiniglich in einem Tempel aufhiengen. Zum Beweise des erstern wird das Denkmaal angeführt, das insgemein Demosthenis Laterna heißt. So will also der siegende Virgil einen Tempel erbauen. Diese Erklärung ist dem Hr. Dr. Heyne ganz eigen. Der 32ste V. ist von keiner Begebenheit zu erklären; der Dichter sieht im voraus die Zukunft. Die Sentenz im 66sten V. die sich doch auf Menschen bezieht, scheint hier am unrichtigen Orte zu stehen. Man hat beim 474sten V. gefragt, was *anguis exterritus aestu* heißen soll. In dieser Ausgabe wird es durch *furens* und *insanus* erklärt, und mit dem Nikander (Ther. v. 417.) verglichen: *ἀπὸ χροῦ ἐκ μύωπος, ἀνδρῶν δέγμενος ὄρην*, *furit ab asilo agitatus*. (Die Vergleichung ist sehr glücklich, und uns fiel ein, daß Virgil wohl gar *exterritus oestro* könnte gesetzt haben.) Man hat nicht Ursache, den 474 u. f. V. von der beim Thucydides beschriebenen Pest zu verstehen. Es scheint, daß ein noch damals bekanntes Unglück, das das alte Noricum betroffen hatte, hier beschrieben wird. V. 497. *Equus studiorum immemor*, wird überhaupt vom Laufen angenommen, ohne mit Heinfüssen auf den *fauorem Circensem* zu sehen. Die Wahl des Dichters im 513 u. f. V. verdient Lob, weil er das Mitleidsvolle dem Schrecklichen und Abscheulichen vorzog. Der Sinn des 560sten V. ist: Man konnte die todtten Thiere vor allzu großer Menge nicht ins Wasser werfen (*viscera abolere vndis*),

vndis), oder verbrennen (*vincere flamma*). Die andern Erklärungen sind geprüft.

Im vierten Buche besteht die Kunst des Poetens hauptsächlich darinne, daß eine an sich trockne Sache, Regeln von der Bienenzucht, durch so viele angenehme und prächtige Bilder verziert, durch die große Mannigfaltigkeit, besonders der Episoden, bereichert, und durch die beständige Vergleichung mit größern Thieren, und selbst Menschen, wunderbarer gemacht ist. B. 104. *Frigida tecta*, in denen keine Bienen sind: das Gegentheil steht im 43sten B. *fouere tectum*, wenn sie sich darinnen aufhalten. Hr. Heyne setzt zu dem, was Pope zur Vertheidigung des 176sten B. gesagt hat, noch hinzu, man wäre in diesem Buche schon gewohnt, die Handlungen der Thiere mit den menschlichen Beschäftigungen zu vergleichen. B. 234. Die untergehenden Plejaden fliehen das Gestirn des Fisches. Wie läßt sich aber das nach der Astronomie vertheidigen? Was Servius sagt, ist zum Theil wider den Sprachgebrauch. *Pristis* kann man darum nicht für *piscis* setzen, weil es kein Gestirn ist, das Regen bedeutet. *Petit* versteht durch *sidus* die Sonne, und das war erlaubt: aber *fugere vndas piscis aquosi* für *oriri* anzunehmen, ist unerlaubt. Eine Anmerkung des Hrn. Hofrath Kästners, die mit seinen eignen Worten eingerückt ist, erklärt einen Theil dieser Stelle vortrefflich, sie beweist aber zugleich, daß das, was Virgil vom Fische sagt, unauflöslich bleibe, welches auch Petavius geglaubt hat. Hr. Heyne trägt

also noch eine Muthmaßung vor, die auf folgende zwey Stücke ankömmt, daß die Poeten oft ihre Beschreibungen von der Gestalt und Lage der Sternbilder nach der Vorstellung auf astronomischen Tafeln einrichten, und daß sie daher sagen, ein Gestirn flöhe das andre, wenn es ihm am nächsten war. Man sehe Manil. Astron. 1, 263. Da überdieses die Plejade auf dem Farnesischen Marmor einen von den Fischen zu fliehen scheint, so könnte man den Virgil in dieser Stelle auf eben die Art erklären. Das Beywort *aquosus* würde alsdann allgemein und auf die Natur der Sache gegründet seyn.

Wir wollen nur noch den Inhalt der weitläufigen Prolegomenorum anzeigen, die, nebst der Vorrede und Abhandlung vom Schäfergedichte, dreyzehn Bogen betragen. Die Nachricht von den bisher bekannten Handschriften fängt S. 21. an, und das Neue in dieser Ausgabe von den drey gothaischen Handschriften haben wir schon oben angezeigt. Durch sie wird die Sammlung der verschiedenen Lesarten erst brauchbar, und sie konnte nicht leicht wegbleiben. Die, welche ein Gelehrter zuerst bekannt gemacht, oder hauptsächlich gebraucht hat, stehen allemal beyammen. Das folgende Verzeichniß enthält die Ausgaben des Virgils von der allerersten Römischen, bis zur Ambrogischen, die 1758. 1762 heraus gekommen ist, in chronologischer Ordnung, mit häufigen Beurtheilungen und Nachrichten. Es sind zwar nicht alle mögliche Ausgaben angeführt: und was sollten auch die elenden unter den neuesten,  
die

die kaum etliche Groschen werth sind, und weiter keinen Nutzen haben, als daß etwa ein Schüler den Text hat? Aber bey den übrigen, die entweder zur Kritik oder Geschichte des Textes nützlich seyn können, ist Hr. Heyne desto sorgfältiger zu Werke gegangen. Liebhabern dieses Theils der Gelehrtenge-  
 schichte wird diese Arbeit angenehm seyn, weil sie Nachrichten, die durch so viele Bücher von dieser Materie zerstreut sind, beysammen finden, und Kunst-  
 richtern brauchbar, da bey der Kritik so viel auf die Genealogie der Ausgaben ankommt, welches Hr. Hennens Hauptabsicht bey diesem Verzeichnisse ge-  
 wesen ist. Wir wünschen, daß er das in der Vor-  
 rede gethane Versprechen erfüllen, und was er nach der Zeit noch bemerkt hat, uns im künftigen Theile mittheilen mag. Auch das würde am besten seyn,  
 wenn er selbst, da er die Ausgaben ist in ihrer Ver-  
 bindung kennt, die *annales textus Virgiliani* ver-  
 fertigen wollte, zu denen er einen so schönen Grund  
 gelegt hat. Und in so ferne wir dieses Verzeichniß  
 als eine solche Grundlage ansehen, nehmen wir gern  
 unser Urtheil zurück, das wir beym ersten Anblicke  
 fällten, daß es für eine Ausgabe, die doch unter die  
 Kleinern gehören und auch Anfängern, die immer die  
 Kosten scheuen, einen guten Virgil in die Hände lie-  
 fern soll, zu weitläufig schiene. Es folgt Virgils  
 Leben vom Donatus mit durchgängigen Anmerkun-  
 gen, die theils die Geschichte in ein helleres Licht se-  
 hen, theils das Wahre vertheidigen, und die unzäh-  
 lichen abgeschmackten Fabeln, mit denen diese Lebens-  
 beschreibung überschüttet ist, verwerfen. Die Be-

merkung der augenscheinlich eingeschalteten Stellen, kann einem eifertigen Leser erinnern, wie wenig man sich auf solche Erzählungen der Grammatiker verlassen kann, und wie behutsam man sie bey der Erklärung selbst brauchen müsse. Weit schätzbarer ist das folgende Stück in den prolegomenis: Vita Virgilii per annos digesta, das Hr. Heyne ganz neu ausgearbeitet hat. Ist der Nutzen von der Lebensbeschreibung eines Schriftstellers dieser, daß man aus der Zeit, wenn er geschrieben, aus seinen Umständen, aus den damals herrschenden Meinungen, in so ferne sie von der Geschichte des Volks abhängen, gewisse unauflöbliche Schwierigkeiten, die keine grammatische Erklärung überwinden kann, auf einmal hebt, so wird man auch dieser Lebensbeschreibung den Nutzen nicht absprechen können. Virgil verstand die Kunst vortrefflich, die römische Geschichte in seine Gedichte einzuflechten, und seine Leser dadurch zu interessiren. Aber wie viel Gewalt hat man ihm hierinne nicht gethan! Alles hat auf gewisse Begebenheiten gehen sollen. Man hat historische Hypothesen ausgedacht, und das Gedichte darein gezwungen. Der sorgfältige Geschichtschreiber findet den Ungrund und das Unwahrscheinliche, sucht die Wahrheit desto eifriger, und macht die Geschichte zu einem Lichte, das seine Strahlen über das ganze Gedichte verbreitet, und den falschen Schein vermeiden lehrt. Er will historisch erklären, aber mit Grunde: er findet Anspielungen, aber er beweist sie: er braucht andrer Arbeiten, aber er prüft sie. Und das ist das Bild, welches sich unsre Leser von dieser

dieser Lebensbeschreibung machen müssen. Daß sie mühsam sey, dürfen wir nicht sagen; und von ihrem Nutzen werden die am besten urtheilen können, die im Ernste Schriftsteller erklären oder verstehen wollen. Es ist beynahе kein Jahr, durch dessen Geschichte nicht eine Stelle erläutert würde. Den Beschluß machen die Zeugnisse vom Virgil, und der Inhalt seiner Gedichte von alten Grammatikern. Wir erwarten den andern Theil mit dem größten Verlangen.

---

 III.

Johann Friedrich Löwen's Schriften, 4 Theile  
 gr. 8. Hamburg, bey Bock, 1765. 66.  
 1 Th. 192 S. 2 Th. 156 S. 3 Th.  
 203 S. 4 Th. 367 S.

Es ist sonst ein Eigensinn der Natur, selbst gegen Leute von Genie und Talenten, daß sie ihnen in ihrer Kunst selten mehr, als eine Gattung, erlaubt, worinn sie vortrefflich seyn können. Wenigstens mußten sich die Dichter des Alterthums diese Einschränkung gefallen lassen. Homer bekam die Epopee, Callimachus die Hymne, Sophokles das Trauerspiel, Pindar die Ode, Anakreon das Lied zu seinem Antheile, und alle waren folgsam genug, keinen Sprung aus dem Kreise zu wagen, womit ihr Geist begränzt war. Hat die Natur diese Kargheit ist fahren lassen? Ist sie gegen uns freygebiger geworden? Man sollte beynahе unserm Jahrhunderte,